Renate E. Ahrens, M. A., geb. 1946. Studium der Germanistik, Anglistik und Judaistik in Kiel und Freiburg. DAAD-Lektorin in Manchester (Großbritannien), danach Research Fellow und Dozentin an verschiedenen afrikanischen Universitäten. Seit 2005 Dozentin an der University of Zimbabwe in Harare (Simbabwe). Dort Aufbau des deutschen Seminars.

Simbabwe, Deutschland und mein Leben

Schon als Kind wollte ich Lehrerin werden und als Studentin auch. Da ich ein Staatsexamen als akademischen Abschluss ablehnte, suchte ich nach Alternativen; Freiburg hatte sie; Freiburg bot schon damals einen Magister an und lehrte auch Judaistik, ein Fach, das mich von dem ungeliebten Englischstudium erlösen sollte.

Kibbuzaufenthalte und ein DAAD-Stipendium in London überzeugten mich, dass ein Leben im Ausland attraktiv sei, leider blieb mir Israel damals verschlossen. Ich wäre Ende der sechziger Jahre gerne in Israel geblieben und erkundigte mich bei der deutschen Botschaft nach Studienmöglichkeiten für Germanistik, was ihrerseits mit einem müden Lächeln quittiert wurde: Nicht einmal eine Heirat würde mich an eine hebräische

Uni bringen und es würde ohnehin nur Jiddisch gelehrt; man riet mir eindringlich, nach Deutschland zurückzukehren, dort weiter zu studieren und einen Abschluss zu machen. So einen vernünftigen und wohlbegründeten Rat konnte ich natürlich nicht ausschlagen, flog also zurück, gab Judaistik auf, führte Anglistik weiter (Vater war ohnehin der Meinung, eine moderne Sprache brauche der Mensch) und schloss mich dem Institut für deutsche Sprache unter Professor Steger an. Er war ein Glücksfall für uns Studenten, denn ich fand eine Arbeit als Hilfskraft bei ihm und ein Thema für eine Magisterarbeit. So rückte denn auch das Examen in erreichbare Nähe.

Ohne „copy, paste and forward" bewarb ich mich in England um eine Sprachassistenz, Manchester sagte zu, der DAAD auch, und so zog ich denn mit R4 und viel Gepäck auf dem Dach als DAAD-Lektorin nach Manchester. Gähnendes Desinteresse der Studenten an Deutsch veranlasste mich, das Weite zu suchen, Europa zu fliehen und nach Afrika zu gehen, da bin ich heute noch, mit vielen und langen Unterbrechungen zwischendurch …

Von Anfang an wollte ich an meiner afrikanischen Universität Deutsch als Fach einrichten. Das ging aber nicht, Afrikaans wurde ausgewählt, damals unter Präsident Smith; später gab es keine Studenten und so blieb nur der Gedanke – erst 2005 konnte ich meinen Wunsch verwirklichen.

Und nun mache ich, was ich seit 1976 machen wollte: Ich baue ein deutsches Seminar an der University of Zimbabwe auf.

Sicher kann man fragen: Warum? Und ich frage zurück: Warum denn nicht? Sind Sie sicher, Sie könnten befriedigend beantworten, warum es sinnvoller sein sollte, Theologie zu studieren als Deutsch? Was macht Geschichte für einen afrikanischen Studenten interessanter als Deutsch?

Man sollte ja auch bedenken, dass ein BA keine riesige akademische Leistung ist; es ist ja schließlich nur ein undergraduate Studium. Großbritannien hatte mich gelehrt, dass man im „BA" eigentlich nur einen BA studiert, nicht aber wirklich ein Fach. Das macht man erst im postgraduierten Studium; so hatten immer die Studenten in Manchester argumentiert, wenn ich sie fragte, was sie denn mit Deutsch machen wollten, na gar nichts, sie wollten an die Bank … und dazu brauche man eben einen BA, egal, was man dabei studiere …

Das war auch die Auffassung damals in Rhodesien, und auch heute in Simbabwe beantworten die meisten Studenten in der Geisteswissenschaftlichen Fakultät die Frage, was sie denn studierten, mit „BA".

Ich habe Germanistik sehr gerne studiert, ich fand die philologische Ausrichtung sehr interessant, ich bin sehr gerne zur Schule gegangen und habe meine Schulausbildung immer als ausgezeichnet empfunden. Wir wurden angehalten zu diskutieren, nachzudenken, alles, auch wirklich alles, kritisch zu hinterfragen; man vergaß in diesem kritischen Eifer aber, uns zu zeigen, wie man auch konstruktiv denken könnte. Wir haben die Demokratisierung anhand der Schülermitverwaltung erlebt, kurz

Kritisch zu lernen, kritisch dem Gelernten nachzugehen, zu überprüfen, was in den Büchern steht … Das ist für mich: Heimat.

Renate E. Ahrens, Simbabwe

danach sah man einen Fehler darin und taufte diesen Demokratisierungsversuch in Schülermitverantwortung um … Egal, vieles war im Eifer, eine neue Zeit anbrechen zu lassen, sicher nicht ganz ausgereift, aber es hat gereicht, um mich zu lehren, dass ich als Teil der ersten Nachkriegsgeneration eine Verantwortung als Deutsche habe. Ich nahm diese gewissenhaft an und habe darin eine staatsbürgerliche Aufgabe gesehen. In der Schule hatte man uns von der Aktion Sühnezeichen erzählt, von der Arbeit auf den Soldatenfriedhöfen und viele meiner Klassenkameradinnen und -kameraden beteiligten sich dort. Ich hatte auf der Schule Hebraicum gemacht und für mich stand fest, ich wollte ins Kibbuz, Iwrith lernen, und möglichst in einen Kibbuz, in dem deutschsprachige Juden lebten. Mit ihnen wollte ich ins Gespräch kommen, ihre Sicht kennen lernen und von ihnen Verstehen lernen.

Ich fand es richtig, dass meiner Generation die Aufgabe zukam, hinauszugehen, um zu zeigen, dass wir nicht das Dritte Reich, dass wir das neue Deutschland und dass wir jungen Deutschen anders sind. Überall, wohin ich ging, gab ich mich als Deutsche zu erkennen, auch im Yad wa Shem; nur einmal konnte ich es nicht: Als ein Kind seinen Vater fragte, was denn die Bilder dort bedeuteten … Es waren Bilder, die KZ-Häftlinge gemalt hatten. Da war ich zutiefst beschämt und schlich mich hinaus.

Was Weizsäcker am 8. Mai sagte, sprach mir so richtig aus dem Herzen: Verantwortung in dem Sinne, das darf nie wieder passieren, nicht als Schuld, aber als Teilhabe.

Das alles gehört zu mir und ist ein Teil von mir. (Ich habe eigentlich erst jetzt festgestellt, dass ich mich nie als 68erin verstanden habe, obwohl ich ja in diese Generation gehöre.) Heute freue ich mich, von der friedlichen Revolution erzählen zu können, und sehe meine Kusine aus Ostberlin und mich durch den Bahnhof Friedrichstraße gehend, sie mit blauem und ich mit grünem Pass; heute noch gehe ich jedes Mal durch das Brandenburger Tor, wenn ich in Berlin bin; dann denke ich an die Atmosphäre in Deutschland zur WM 2006, gehe im Wedding einkaufen und mache mir Gedanken. Was mich verärgert: Die Gabe der deutschen Medien, alles, aber auch jedes Thema, bis in kleinste so lange negativ zu zerkauen, dass man einfach keine Lust mehr hat, das Thema anzugehen. Ausländer, Migrationshintergrund ... Dabei denke ich an die galizischen Juden, welchen Eindruck haben sie – chassidisch gekleidet – wohl auf die Berliner damals gemacht, wenn man sich heute schon über ein Kopftuch so aufregen kann.

Das Fernsehen: Für wie dumm halten sie eigentlich ihr Publikum ... Gerne höre ich *Deutsche Welle*. *Die Zeit* lese ich besonders gern: Ihre Artikel regen mich zum Denken an und reizen mich zum Widerspruch; sie bringen Anregungen für den Unterricht und Gesprächsstoff, wenn ich in Deutschland bin. Ich habe nie das Gefühl, vom Tagesgeschehen ausgeschlossen zu sein, obwohl ich ja nicht mehr in Deutschland lebe.

Meine deutsche Vergangenheit nehme ich zum Anlass zu reisen, ich fahre immer mit dem Fahrrad und meiner Camping-

ausrüstung: So war ich in Kaliningrad, Tallinn, an den Masurischen Seen, in Vilnius, Riga, Tartu, Schlesien, Böhmen, Siebenbürgen, in der Bukowina, Galizien ... Ich fahre dorthin, wo ich von deutschen Spuren weiß, seien es geschichtliche oder literarische. So wie ich in den sechziger für mich sehen wollte, was Juden sind, so will ich heute sehen, was Deutsche ins europäische Ausland gezogen hat, die kulturellen Spuren ansehen, die sie vielleicht hinterlassen haben. Ich stelle mir vor, wie es damals war, ich suche keine Wurzeln, aber ich möchte für mich sehen, mich selbst von dem überzeugen, was ich gelernt habe, mein Wissen anschauen. Ja, das ist es, was mich umtreibt: mein Wissen anschauen, Angelerntes anzusehen und zu überprüfen: Mich interessieren die galizischen Juden ebenso wie das Schloss von Eichendorff, die Internationalität des europäischen Adels, die Deutschen in den baltischen Ländern oder in Siebenbürgen. Ich freue mich über die deutsche Schule in Sibiu (Hermannstadt) und bin zutiefst betroffen. wenn ich wieder einmal lese, dass kein Jude aus dem Ort So-und-so jemals wieder zurückgekehrt ist.

Das ist es, was mich an meiner Schul- und universitären Ausbildung und meinem Elternhaus erfreut, dass sie alle mich diese Freude an der Entdeckung, an dem eigenen Urteil gelehrt haben. Kritisch zu lernen, kritisch dem Gelernten nachzugehen, zu überprüfen, was in den Büchern steht ... Das ist für mich: Heimat.

Obwohl Heimat nicht mein aktiver Wortschatz ist, gehört das Wort hierher.

Meine Studierenden zum ersten Mal in Berlin, begeistert und stolz – und das mitten im Winter

Meine Studenten und Kollegen sehen mich anders. Sie sehen in mir die Pünktlichkeit, die Zeitorientierung, das Fahrradfahren und das schnelle, aufs Ziel gerichtete Gehen. Man wundert sich darüber, dass ich ihre Unterhaltung als Zank empfinde, wenn sie doch bloß aus Freude an der Unterhaltung so schreien; dass ich es nicht mag, wenn sie durchs Schlüsselloch sehen, um zu überprüfen, ob ich in meinem Büro bin; dass ich es als unpassend empfinde, wenn sie sich ohne Aufforderung dazu in meinem Büro setzen; dass ich es nicht mag, wenn sie den Stuhl so nah an mich heranziehen, wie irgend geht; dass ich auf Diskussion und kritischer Überlegung bestehe, während Harmonie doch das Gebot der Stunde ist; dass es mir auf eine eigene Meinung ankommt und ich diese auch zum Ausdruck bringen möchte, wenn es doch angemessener ist, mit Oberen in Übereinstimmung zu leben.

Nach meiner Pensionierung will ich in Berlin leben, teils, weil meine Eltern daher kommen und diese Stadt viele Familiengeschichten birgt, vor allem aber, weil es mir dort gefällt: Berlin ist eine Stadt, gemacht für das 21. Jahrhundert, dort will ich alt werden: bei Dussmann bis 24 Uhr lesen und dann noch zu Fuß nach Hause gehen können, vorbei an Leuten, die auch noch unterwegs sind, in den Kneipen sitzen und laut sind. Ansonsten überallhin mit öffentlichen Verkehrsmittel: mit der S-Bahn nach Bernau, und dann aufs Rad, mit der Regionalbahn in wenigen Stunden und mit viel Umsteigen, aber ohne Reservierung fürs Fahrrad, nach Görlitz; ins Kino; einkaufen, ohne ein

Vermögen für Butter und Milch ausgeben zu müssen, Wurst zum Frühstück und leckeres Brot, das nenne ich – heute noch aus dem Ausland kommend, ich lebe seit 36 1/2 Jahre im Ausland – „Ich fahre nach Hause“. In knapp 10 Jahren wird es wieder mein Zuhause sein, so lange will ich noch bleiben und das tun, was mir am meisten Freude in meinem Leben bereitet: unterrichten.

Ich arbeite gern mit Menschen zusammen, gerne mit jüngeren Menschen, sie sind so anders als ich. Ich möchte ihnen gerne vermitteln, was ich gelernt habe, ich sehe gerne, wenn sie sich entwickeln.

Aber wie schwierig ist das oft, wenn sie mit so wenig starten … und da ist es wieder, was mich auch an mir selber ärgert. Welche Anmaßung, das, was andere haben, als weniger zu bezeichnen, im Vergleich zu dem, was man selber hat …

Mich erfreuen Veränderungen. Ich finde es spannend zu lesen und zu hören, wie das Deutschstudium diskutiert wird; so gibt es heute neben der germanistischen Ausrichtung auch ein DaF-Studium, man kann sich für Landeskunde, Didaktik oder Fremdsprachenerwerb interessieren; da gibt es die „Inlandsgermanistik“ und die „Auslandsgermanistik“ oder eben auch nicht; es gibt Erinnerungsorte: Die deutschen und die der DDR, Deutungshoheit im Titel festgemacht; für mich gibt es eigentlich nichts Interessanteres, als an einer Tagung wie dem Kongress der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG) in Warschau 2010 teilzunehmen, um dort Kollegen zu hören.

Mit viel neuem Wissen und neuer Literatur im Gepäck fliege ich nach Simbabwe zurück und freue mich über all die Anregungen zum Unterrichten.

Obwohl ich gerne unterrichte, muss ich doch immer enttäuscht feststellen, wie wenig die Studenten behalten: nach den Ferien sind die Vokabeln wie weggeblasen, das „Wissen" schlicht weg, eine große Portion Selbstbewusstsein braucht man schon, denn schließlich bin ich ja eine gute Lehrerin … bloß die Studenten eben … Würden sie wirklich erfolgreicher lernen, wenn ich weniger strikt, leichter, lustiger lehrte? Das liegt mir nicht. Aber ich habe junge Kollegen, drei meiner ehemaligen Studentinnen und Studenten, die jetzt als Jungdozenten mit mir lehren. Sie lehren ganz anders: Als Simbabwer kann man einen anderen nicht direkt korrigieren, so müssen sie immer wieder warten, dass jemand mit ihrer Unterstützung auf das Richtige kommt. Etwas anstrengend, denke ich mir, was für eine Zeitverschwendung, und dann ärgere ich mich über mich selbst, dass ich so denke. Denn der Erfolg, den meine jungen Kollegen haben, spricht dafür, dass sie es richtig machen.

Mir gefallen die offenen Unterrichtsmethoden, die aus Deutschland kommen, auch lese ich gerne didaktische Überlegungen.

Das ist auch ein Grund, warum ich glaube, dass es für die Studenten eigentlich viel besser ist, Deutsch zu studieren als z. B. Klassik oder Theologie, wo sie u. a. alle Texte in englischer Übersetzung lesen. Keiner der Studierenden kann Griechisch, Latein

oder gar Hebräisch, nur sehr wenige Dozenten sind dieser Sprachen mächtig.

Wir können ja wenigstens Deutsch, wir sprechen Deutsch und unsere Studenten auch, und unsere Studenten lesen die Texte auch auf Deutsch, sie bekommen den Stoff interessant dargeboten und unsere Lernziele sind überzeugend. Wenn das nicht ausreicht, Deutsch zu wählen … Bei uns tut es das, denn wir haben unsere Studentenzahlen verdoppeln können.

Übersicht ▶

Standorte der Autorinnen und Autoren